

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 202. **Bromberg, den 6. September 1929.**

Yussuf Khans Heirat.

Roman von **Frank Heller.**

Deutscher Urheberrechtsschutz für Georg Müller, Verlag in München.)

(12. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Die Folge dieses Rufes war, daß eine dritte Person sich zwischen den Draperien zeigte, ein junger, blonder, scharfäugiger Engländer, mit dem denkbar korrektesten Scheitel und dem denkbar reinsten Rasseprofil. Auch er schien in brillanter Laune zu sein. Er puffte lächelnd den alten Hofdichter in die Loge Nr. 5 und kam selbst nach. Dann wandte er sich mit einem tiefen orientalischen Salaam an Allans Begleiter und sagte mit singender Stimme:

„Edelgeborene Feuerfresser, verzeiht diese Zudringlichkeit meiner zwei Schützlinge und meiner selbst, dem unwürdigen Sohn von zehn Generationen von Sklaven! Salaam, edle Feuerfresser! Möge euer Schatten stets zunehmen und eure Widersacher keine andere Speise finden als den Schmutz der Erde."

Allan beobachtete diesen Auftritt mit offenem Munde. Er blickte in den Saal hinaus, wo der Tanz auf dem Glasboden herumwirbelte, um sich selbst zu bestätigen, daß er wach war. Der Anblick der Tanzenden in dieser phantastischen Beleuchtung trug nicht gerade dazu bei, sein Zutrauen zu seinen Sinnen zu stärken. Yussuf Khan hier in dieser Gesellschaft! Sein mystischer Begleiter aus dem „Loch in der Wand" war aufgestanden und hatte den Gruß des jungen Engländers mit einigen ebenso orientalischen Wendungen erwidert, indem er erklärte, daß sein Zelt (womit die Loge Nr. 5 gemeint war) der Ehre, die ihm von diesen erhabenen Fremdlingen, deren Aussehen zur Genüge ihre Geburt und ihre Tugenden bezeugte, erwiesen würde, gänzlich unwürdig sei; doch wenn sie sich in besagtem Zelt niederlassen wollten, wage er ihnen vorzuschlagen, einen Becher elenden und essigsauren Weins zu leeren.

Der junge Engländer sank laut lachend auf einen Diwan und akzeptierte ohne Umstände ein Glas; der alte Hofdichter trank das seine auf einen Zug aus und erhob sich dann. Trotz des Weines stand er ziemlich sicher. Der Maharadscha lag auf seinem Diwan und betrachtete sämtliche Anwesende mit einem Lächeln des äußersten Wohlwollens. Der alte Hofdichter erhob die Hand und begann zu sprechen:

„Erhabene Sahibs! Sicherlich ist London die wunderbarste Stadt der Welt. Ihre Schönheit ist märchenhaft, wenn auch von Nebeln verhüllt, und die Tugenden und die Liebenswürdigkeit ihrer Einwohner übertreffen die aller anderen Städte so wie der Koran alle anderen Bücher übertriffte. Wisset (er wendete sich an Allan und seinen Begleiter), erst heute morgen kam ich in Gesellschaft meines jungen Schülers, der uns alle von seinem Diwan mit einem wir in dieser Stadt ein, wo wir niemand kannten, und noch seligen Lächeln betrachtet, hier an. Erst heute morgen trafen vor dem nächsten Morgen haben ich und mein Schüler so viele Freunde gefunden, und sind in diesem Hause der Zehntausend Freuden bewirtet worden, alles durch Stanton Sahibs Verdienst. An diesem Abend, als wir uns von der Tyrannei, die ein alter Sahib, dessen Namen ich nicht nennen will, gegen uns ausübt, befreit hatten, machten mein Schüler und ich uns insgeheim auf einen Streifzug durch London auf (Allan zuckte zusammen), um seine tausend Reize kennenzulernen, von denen wir in den Lehmhütten, die uns zur Welt kommen sahen, soviel gehört haben. Kaum, o fremde Sahibs, waren wir hundert Schritte gegangen, als wir uns schon verirrt hatten, verwirrt durch die Nebel, die Londons Schönheiten zu verhüllen suchen, und von dem Getöse der zehntausend Feuerwagen. Wir waren verirrt wie die Gottlosen, die die Wahrheit außerhalb des Korans suchen (gepriesen sei sein Name). Wie Abdul Mahbub, mein alter Lehrmeister, singt „Weh dem, der die Wahrheit anderwärts sucht." So verirrt waren wir, als Stanton Sahib, dessen Namen auf dem ganzen Erdenrund gerühmt werden wird, uns auf der Straße sah, sich unser erbarmte (Allan zuckte wieder zusammen), und uns in dieses Haus der Zehntausend Freuden führte. Immer und allezeit wird Stanton Sahibs Name ob dieser Guttat gegen zwei arme Wanderer gepriesen werden. Lasset uns auf Stanton Sahib, den edelsten der Engländer, mit diesem Wein trinken, der frischer ist als Morgentau und kitzelnder als die Lippen eines Weibes. Lasset uns dabei bedenken, was der göttliche Zeltmacher sagt:

O trinke Wein, die Sorgen dir zu brechen,
Die zweiundsiebzig Sekten durchzurechen! —
Nie trenne dich von dieser Alchimie,
Ein Men davon heilt tausend von Gebrechen!*)
Erhabene Sahibs, lasset uns . . ."

Der alte Hofdichter kam nicht weiter; die Anstrengung war zu viel für ihn gewesen, und mitten in seinem letzten Satz plumpste er plötzlich auf einen Diwan, trank die letzten Tropfen aus dem Glas und sah sich mit einem unsteten Lächeln um. Allans Begleiter füllte die Gläser wieder und ließ sich bei dem jungen Engländer nieder, den man Stanton genannt hatte. Allan saß da, in Grübeleien versunken, während seine Augen auf die Tanzenden draußen auf dem Glasboden geheftet waren; das war doch ein mehr als eigentümliches Zusammentreffen, daß er, der nie von diesem Lokal gehört, und die beiden Hindu, die den ersten Tag in London waren, alle drei von wohlwollenden Fremdlingen hier eingeführt wurden . . . Er starrte seinen Begleiter an, der mit dem jungen Engländer beschäftigt war. Plötzlich kam ihm eine flüchtige Idee: Hatte er den Mann, der ihn hier eingeführt hatte, nicht in dem Varieté im Leicester Square gesehen? Unmöglich es zu sagen, man sieht ja an einem solchen Ort tausend Gesichter, und das seines Begleiters war nicht besonders auffallend. Und wenn er ihn auch in dem Varieté gesehen hatte? . . . Er fuhr unwillkürlich fort, darüber nachzugrübeln, was ihm eigentlich daran, daß gerade er und die beiden Hindu hier im Feuerfresserklub

---

*) Diese und die folgenden Verse nach der Übersetzung von Maximilian Rudolf Schenck.

saßen, so eigentümlich vorgekommen war. Plötzlich sah er, wie der alte Hofdichter sich erhob und auf etwas unsicheren Beinen zu seinem Platz herankam.

„Junger Mann“, sagte er und setzte sich auf den Diwan neben dem Allans, „ich will Ihnen etwas anvertrauen.“

Allan neigte lächelnd den Kopf.

„Ich will Ihnen etwas anvertrauen“, wiederholte der alte Poet. „Dieser Wein, der frischer ist als der Morgentau auf den Berghängen und kitzelnder als die Lippen eines Weibes, ist auch ebenso hinterlistig wie das Herz eines Bewohners der Ebene. Ach, was haben wir von den Frauen, die wir lieben, und dem Wein, den wir trinken? Beide Räusche verschwinden mit dem Morgen. Doch weiß ich nicht, ob der Rausch dieses kitzelnden Weines, der wie ein Frühlingsbach perlt, morgen mit dem Morgen verschwinden wird. Ich bin fast geneigt, es zu bezweifeln; aber wenn es der Fall ist, so denke ich daran, was der göttliche Zeltmacher sagte:

Wein trinken will ich! Trinken, daß der Duft,
Wo ich begraben, füllet einst die Luft;
Daß all die Waller, trunken noch am Abend,
Im Rausche sinken rings um meine Gruft.

Junger Mann, hüten Sie sich vor dem Wein und den Frauen. Nehmen Sie diesen Rat von dem alten Sänger Ali. Vernehmen Sie, daß mein Schüler, der uns von seinem Diwan aus mit einem milden glücklichen Lächeln betrachtet, über das große Wasser hergekommen ist, um sich zu vermählen. Es ist eine Folge seiner jugendlichen Torheit, daß er zu diesem Zweck einen so weiten Weg macht. Er ist wie der Steinbock, der mühsam ins Dschungel herabwandert, um dort von den Tigern gefressen zu werden. Das beweist, daß ich ihm ein schlechter Lehrer gewesen bin. Lasset uns trinken!“

Allan erhob sein Glas.

„Verehrungswürdiger Dichter“, sagte er, „wissen Sie, daß wir im selben Hotel wohnen?“

Der alte Poet sah ihn mit Augen an, die vom Wein verdunkelt waren.

„Und wenn dem so ist?“ sagte er. „Ein Wohnort, was ist ein Wohnort? Je mehr ich von diesem gelben Wein trinke, desto besser verstehe ich den göttlichen Zeltmacher, und wenn Sie von Hotels sprechen, junger Mann, denke ich daran, was er gesagt hat:

O alte Welt! Du altes Herbergshaus,
Wo Tag und Nacht gehn ewig ein und aus,
Du warst die Bettstatt schon von tausend Dschemschids,
Der Rest von tausend Behrams reichem Schmaus.

Was bedeutet es, ob wir im selben Hotel wohnen. Ein anderer liegt morgen in dem Bett, das noch von uns lau ist.“

„Gottlob ist der Champagner für uns noch kalt“, sagte Allan. „Prost! Seine Königliche Hoheit dort auf dem Diwan scheint ein bißchen ermüdet.“

„Mein Schüler“, sagte der alte Hofdichter, indem er sein Glas austrank, „ist noch nicht recht vertraut mit dem Wein der weißen Sahibs. Seine verräterische Süßigkeit hat ihn überwältigt. Bei der Erkenntnis dessen schaudere ich, wenn ich an die blauäugigen weißen Frauen denke, von denen er träumt. Sicherlich hat Nasirabads letztes Stündlein geschlagen, wenn eine von ihnen ihn in ihre Arme schließt. Woher wissen Sie, wer mein Schüler ist?“

„Ich habe ja schon gesagt, daß wir im selben Hotel wohnen.“

Kurz nach dieser letzten Antwort mußte auch Allans Bewußtsein sich umnebelt haben. Auf jeden Fall war es das Letzte, was er am nächsten Tag aus seiner Erinnerung hervorzuholen vermochte. Auch in die Handlungen, die er und die anderen Anwesenden danach vornahmen, konnte er keine Klarheit bringen. Er erinnerte sich undeutlich, daß er, nachdem er noch ein paar Gläser getrunken, aufgestanden und unter der heiteren Zustimmung seines eigentümlichen Begleiters, der noch immer im Gespräch mit Mr. Stanton dasaß, durch die Draperien in die Loge Nr. 6 gewankt war, aus der Mr. Stanton und seine Schützlinge gekommen waren. Ein paar Augenblicke starrte er die Loge an, die ebenso eingerichtet war wie die andere, und den Tanz, der draußen auf dem Glasboden unablässig weiterging. Dann legte er sich auf einen Diwan.

Das nächste, woran er sich dann erinnerte, war, daß sein Begleiter und Mr. Stanton durch die Draperie zu ihm hineinguckten; sie sahen auf ihre Uhren, lächelten und zogen sich in die Loge Nr. 5 zurück; er fing noch den Laut der Stimme des alten Hofdichters auf, der irgend etwas rezitierte, und ein Schnarchen, das vermutlich von Yussuf Khan kam.

Vermutlich war er selbst gleich darauf eingeschlummert, aber es ist unsicher, wie lange er geschlafen hatte, als er mit einemmal klar wach war, so wie es manchmal vorkommt, von einer Idee gepackt, einer halben Ahnung, wie man sie im Schlaf hat, einer Idee, die ihn dazu brachte, sich kerzengerade auf dem Diwan aufzusetzen und vor sich hinzustarren. War das der Zweck des Ganzen. Waren deshalb gerade er und die beiden Inder in dieses eigentümliche Lokal geführt worden? Hatte deshalb sein Begleiter eine so plausible Erklärung für Herrn Mirzls Vorgehen geben können? . . . Dann war eine Sache sicher — er mußte sich eilen, wollte er ihre Pläne durchkreuzen; und eine andere Sache beinahe noch sicherer — er mußte mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen, wenn es ihm gelingen sollte . . . Noch wirr im Kopf von dem Champagner und unsicher auf den Beinen nach dem Schlaf erhob er sich von dem Diwan und schlich, so leise er konnte, zur Logentüre. Dort angelangt, blieb er stehen und sah vorsichtig nach den Draperien zur Loge Nr. 5. Sie hingen regungslos, kein Laut war von dort drinnen zu hören. Er drückte vorsichtig die Klinke nieder. Sie gab lautlos nach. Gott sei Dank, die Türe war also nicht verriegelt, wie er schon befürchtet hatte.

Er öffnete sie so behutsam er konnte, und guckte mit einem Auge in die Halle. Sie war leer; von dem orientalisch gekleideten Diener war nichts zu sehen. Mit noch einem gemurmelten Segensspruch auf den Zufall oder die Vorsehung ging er zur Türe hinaus, schloß sie hinter sich zu und schlich auf den Zehen zu zwei großen Doppeltüren mit elegant vergitterter Glasfüllung. Nur fort, so rasch als möglich. Er sah hastig auf seine Uhr, die fast zwei zeigte — keine Zeit, an Überrock und Hut zu denken — als er eine Entdeckung machte, die ihn zurücktaumeln ließ.

Die großen Hallentüren waren ebenso fest und unerschütterlich verschlossen wie eine Gefängnispforte!

Für einen Augenblick stand er wie gelähmt da, fast bereit, in die Loge zurückzukehren und die Dinge ihren Lauf nehmen zu lassen. Dann jedoch gewann die Empörung die Oberhand, und er begann mit zusammengebissenen Zähnen nach einer Möglichkeit zu suchen, den Leuten dort drinnen ein Schnippchen zu schlagen. Er grübelte und grübelte, während seine Augen rings um die Halle irrten, jeden Augenblick darauf gefaßt, den Diener auftauchen zu sehen. Die Halle bog sich nach rechts und links zu Korridoren um, die die Logen rings um den Saal mit dem gläsernen Boden umschlossen. Vielleicht war dort irgendein Ausgang? Er verjagte den Gedanken an diese Möglichkeit ebenso rasch, als er aufgetaucht war. Fand sich dort irgendein Ausgang, so war er sicherlich ebenso fest verrammelt wie der Hauptausgang. Der Diener in der orientalischen Gewandung hatte natürlich dafür zu sorgen, daß kein Unberufener herein oder heraus kam; und diesem Diener wollte er keinesfalls begegnen. Er hätte darauf schwören mögen, daß er seine Weisungen hatte! — War das Spiel also verloren? Schon waren drei Minuten vergangen, seit er die Loge verlassen hatte — hallo!

Mit einem Male fiel ihm etwas ein.

Er sah die Szene wieder, als er mit seinem wunderlichen Begleiter heraufgekommen war; der Diener hatte ihre Überkleider genommen und sie in die Garderobe hinübergetragen, deren Türe er durch den Druck auf einen Knopf geöffnet hatte. Und drinnen in der Garderobe hatte Allan einen Augenblick eine halb offene Türe gesehen, die zu einer Hintertreppe führte . . . Ohne diesen Gedanken zu Ende zu denken oder die Chancen zu berechnen, ob er auch den Knopf zur Garderobentüre entdecken und die andere Türe geöffnet finden würde, stürzte Allan quer durch die Halle zur Garderobentüre. Er ließ die Finger über die Wand fahren, auf die er den Diener drücken gesehen hatte;

Sekunde für Sekunde verging, von seinem Herzen mit einem Hämmern markiert, das man seiner Empfindung nach durch das ganze Haus hören mußte; seine Finger flogen über die Wand hin und her, ohne jedes Resultat. Halb verzweifelt ließ er die Hände sinken und starrte die Wand an. Seine Verzweiflung ging in kindische Erbitterung über; er versetzte der Wand einen Faustschlag, der dumpf krachte und weh tat, aber — o Wunder! — im selben Augenblicke öffnete sich die Türe. Im nächsten war Allan in der Garderobe und zog die Türe hinter sich zu, ohne zu bedenken, daß er keine Zündhölzchen bei sich hatte. Er tappte zu den Überkleidern, die er dort drinnen hängen gesehen hatte, und durchsuchte mit fiebernden Händen eine Tasche nach der andern: Die internationalen Feuerfresser schienen den Gebrauch von Zündhölzchen abgeschworen zu haben, und sie hätten doch die Nächsten dazu sein sollen! Ohne daran zu denken, was er in Gestalt von gebrochenen Beinen und ähnlichem riskierte, gab er seine Nachforschungen in den Überrocktaschen auf und tastete sich zu jener Ecke der Garderobe, wo er am Abend die offene Türe gesehen hatte. Eigentümlicherweise fand er sie so gut wie gleich, und zwar noch immer angelehnt.

(Fortsetzung folgt.)

Im Lande der Tschuktschen.

Von E. Moritz.

Der Polarfuchs — dessen schneeweißes, seidiges Fell unsere Damen so gerne in lässiger Eleganz von zarter Schulter herabwallen lassen — ist in jenem unwirtlichen Polarlande beheimatet, und die Tschuktschen, die ihn jagen und erbeuten, seine ursprünglichen Produzenten.

Es ist ein weiter Weg von jenem äußersten Zipfel im Nordosten Sibiriens und seinen primitiven Bewohnern bis ins Herz der zivilisierten Welt und unter die Menschen moderner Technik und raffiniertester Bekleidungskunst.

Rund 5000 bis 6000 Kilometer trennen die Tschuktschenhalbinsel von der nächsten Bahnlinie, der sibirisch-mandschurischen Magistrale, und das Reisen vollzieht sich in jenem Lande nur mit Hundegespannen.

Vor die „Narte" — einem Schlitten auf Kufen von Walfischart — sind 8 bis 12 Hunde mit langen Riemen gespannt, die ohne Leine, nur gelenkt durch Rufe ihres Herrn, dieses sonderbare Gefährt in ziemlichem Tempo durch die Polarlandschaft zerren, alle Unebenheiten des Geländes mit großer Geschicklichkeit überwindend. So geht es mit 10 bis 15 Kilometer Geschwindigkeit vorwärts, wobei der Fahrgast sich mit aller Gewalt an der Narte anklammern muß, um nicht bei den häufig schwierigen Passagen über Packeis, Schneewehen und Abhängen vom Schlitten zu fallen und in Gefahr zu laufen, die Reise allein fortzusetzen, da die Hunde, einmal in Fahrt, sich nur schwer anhalten lassen. Die Tschuktschen benutzen dazu einen besonderen eisenbeschlagenen Bremsknüppel, der zwischen die Kufen gesteckt, die ganze Narte anhält. Auch läßt man nicht selten vorsorglich ein langes Tau hinter dem Schlitten herschleifen, damit der Heruntergefallene sich daran festhalten kann. Auf diese Weise legt man auch größere Entfernungen eigentlich ziemlich rasch zurück: Tagesmärsche von 100 bis 150 Kilometer sind durchaus keine Seltenheit. Auch im Sommer wird dasselbe Gefährt benutzt, das dann anstatt auf Schnee und Eis auf dem feuchten Moos der Tundra dahingleitet. Wege in unserem Sinne gibt es natürlich nicht, sondern nur gewisse Verbindungslinien, die sich mit der Zeit als die besten erwiesen haben und meistenteils in der Nähe der Küste entlangführen, wo auch die seßhaften Tschuktschen ihre Siedelungen haben, während das Innere des Landes — vielfach noch ganz unerforscht — von Renntierzüchtern bewohnt ist, die ihren Standort ständig wechseln.

Die bodenständigen Tschuktschen sind Fischer und Jäger; der Hauptnahrungsartikel ist der Seehund. Er wird geschossen, geknüppelt oder auch in Netzen aus geflochtenem Leder gefangen, sein Fleisch wird roh und gekocht gegessen, während der Tran außerdem auch zur Beleuchtung und Heizung dient. — In einem ausgehöhlten Feldstein wird er mittels eines Moosdochtes gebrannt und verbreitet so immerhin auskömmliches Licht und intensive Wärme.

Walrosse, die man auf ihren traditionellen Liegeplätzen, die sie immer am Anfang des Winters aufsuchen, erlegt, verschiedene kleine Fischarten, Renntiere und schließlich der Wal vervollständigen mit ihrem Fleisch und Fett die Speisekarte der Tschuktschen.

Für die Waljagd sind die Tschuktschen nicht eingerichtet, und es gelingt ihnen eigentlich selten, einen zu erlegen und glücklich ans Ufer zu schaffen. Es ist stets ein großer Festtag für die ganze Bevölkerung im Umkreise von etlichen hundert Kilometern, wenn einmal ein Wal gefangen wird. Ein russischer Tourist schildert sehr anschaulich das „Freßbachanal", das sich dabei abzuspielen pflegt:

„. . . nach Uélen sind die Tschuktschen aus der ganzen Gegend zusammengeströmt, um das noch lebende Tier zu verzehren. Ihre Stimmung teilt sich unwillkürlich auch uns Europäern mit — auch wir warten jetzt mit Ungeduld darauf, daß der Wal getötet wird. Unser aller Wille ist nun so auf ein und dasselbe Ziel — den Wal — gerichtet. Sogar Charly (ein Europäer), der schon ein Vierteljahrhundert hier lebt, ist ganz aufgeregt.

Charly glaubt heute, daß der Wal erlegt ist, denn er hat am Morgen Krähen in der Richtung nach Uélen fliegen sehen. Tatsächlich — die Tschuktschen bestätigen die Vermutung — der Wal ist erlegt! Aus unserem Ort, Deschnef, hatten sämtliche Eingeborenen sich auf den Weg gemacht, sodaß wir nicht eine Narte auftreiben konnten, und zu Fuß nach Uélen gehen mußten.

Der Wal lag mit großen Tauen befestigt am Ufer und war schon fast zur Hälfte von Fleisch befreit. 20 bis 30 Leute waren ständig auf dem Kadaver und säbelten herunter, was sie konnten. Das ganze Ufer war voll Menschen. Ich beobachtete einen halbblinden Alten mit seinem Jungen: sie hatten ein großes Stück zart-rosa Walfleisch mit einem Haken ergattert und zogen es jetzt mit Leibeskräften ans Ufer. An einer anderen Stelle belud man eine Narte: die Tschuktschen konnten wohl der Versuchung nicht widerstehen und schnitten fortwährend kleine Stückchen Fett ab, die sie mitsamt der unglaublich zähen schwarzen Haut im Munde verschwinden ließen, während sie ihre von Blut und Fett triefenden Hände von Zeit zu Zeit mit sichtlichem Genuß und laut schmatzend ableckten. Hunde schlängeln sich zwischen den Beinen der Leute hindurch und sehen hier und dort ein Stück zu erhaschen, noch bevor ihr Herr sich ihrer gütigst erinnert, aber wer weiß, ob er das überhaupt tut, er hat jetzt besseres zu tun, als an die Hunde zu denken. Ihre Mäuler sind blutig, aber sie verhalten sich ruhig und beißen sich nicht untereinander, denn es ist ja auch kein Grund zum Streit vorhanden — es reicht für alle. Sie sind jetzt schon satt — ja gleichsam berauscht von Sättigkeit.

Auch die Gesichter der Menschen strahlen in unverhohlener Freude: ein Wal ist für die Eingeborenen ein großes Ereignis — er bedeutet Fleisch und Fett, das ist Nahrung und vor allem Wärme und Licht.

In allen Jurten wird ununterbrochen gegessen: die Tschuktschen vertilgen das Fleisch roh und gekocht, am Tage, aber auch während der Nacht ohne Unterlaß. In diesen Tagen nach dem glücklichen Fang sind alle wie im Rausch. Man sagt, daß in einiger Entfernung ein zweiter Wal, den sie vor einigen Tagen verwundet hatten, angespült worden ist, so daß der Prozeß des Verzehrens sich noch einige Zeit hinausziehen dürfte. In Uélen beginnt man nun mit den Vorbereitungen zum formellen Fest, das den Walfang begleitet, und das unter Beobachtung verschiedener Zeremonien und Gebräuche sich über einen Monat lang hinzieht."

In ihrer Ernährung hängen die Tschuktschen in ziemlich hohem Grade somit vom Jagdglück ab, das wieder in enger Abhängigkeit von der Jahreszeit, den Winden und vor allem den Eisverhältnissen steht. Die Jagd auf Meerestiere wie Robben, Walroße, Wale ist ja auch nur möglich, solange die See wenigstens teilweise vom Eis frei ist. Das pflegt nur in den wärmeren Monaten Mai bis Oktober der Fall zu sein, während des Winters ist das Packeis vollständig geschlossen, und daher auch die Jagd nicht mehr möglich. Sofern dann nicht die furchtbaren Schneestürme und

die Dunkelheit der langen Polarnacht jeglichen Aufenthalt im Freien verbieten, ist das die Zeit, wo die Tschuktschen dem Fang der Pelztiere obliegen: der kostbare Polarfuchs, der Wolf, der Eisbär, auch der gewöhnliche Fuchs werden gejagt.

Dem Polarfuchs wird in erster Linie mit Fallen nachgestellt, die mit einem Köder versehen und sorgfältig maskiert in großer Entfernung von den Siedlungen aufgestellt werden. Diese letztere Regel, deren Befolgung von den Schamanen, den Priestern, streng verlangt wird, soll, wie man meint, verhindern, daß die eigenen Hunde in die Fallen geraten. Das Fell des Polarfuchses ist dann insofern auch ein sehr wesentlicher Artikel für die Tschuktschen, als sie ihn in den Faktoreien verkaufen, respektive gegen Tee, Tabak, Zucker, Munition, aber auch Lebensmittel eintauschen können. Denn bei der Unsicherheit in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Tschuktschen ist es nicht selten, daß ganze Siedlungen ohne eigene Lebensmittel dann auf die von auswärts eingeführten Vorräte angewiesen sind. Für die ganze Mentalität der Eingeborenen ist es charakteristisch, daß, wenn irgendwo Mangel an Nahrungsmitteln eintritt, sie es für die selbstverständliche Pflicht eines jeden, der über Vorräte verfügt, halten, diese ohne Entschädigung den anderen abzutreten. Hierin sehen die Tschuktschen keine besondere Wohltat, die man ihnen erweist, sie danken auch nicht besonders dafür. Schweigend fahren sie mit den Lebensmitteln von der Faktorei fort, wie sie auch schweigend den Hunger ertragen und wohl auch ohne viel Aufhebens sterben würden. Allerdings wird auch umgekehrt jede Beute an Fleisch immer auf die ganze Siedlung, gemäß der Zahl der Jurten und Familien in gleiche Teile verteilt, ungeachtet dessen, wer sie erlegt hat. Unbedingt zeigt sich darin und auch in vielen anderen Gewohnheiten der Tschuktschen ein trotz ihrer Unkultur sehr hoch entwickelter Gemeinschaftssinn, ein gewisses Zusammengehen aller menschlichen Lebewesen in ihrem gemeinsamen und ständigen Kampf gegen die Elemente. Es wäre auch bei der so spärlichen Bevölkerung und dem unglaublich harten Klima ein Leben ohne ständige gegenseitige Hilfe und Förderung völlig ausgeschlossen.

Nicht nur der Eingeborene, auch der reisende Europäer hat Teil an dieser üblichen Hilfe: auf dem Marsch wird in jeder Jurte, wo er zum Übernachten einkehrt, sofort von der Frau seine Kleidung getrocknet und auch geflickt, seine Hunde werden gefüttert und ihm selbst stets Essen angeboten — wenn er es auch meistenteils vorziehen wird, seinen eigenen Proviant zu benutzen. Eine weitere angenehme Eigenschaft der Tschuktschen ist ihre absolute Ehrlichkeit: so werden wertvolle Polarfuchsfelle ohne jeden Schutz draußen aufgehängt, und es kommt eigentlich überhaupt nicht vor, daß etwas gestohlen wird.



Bunte Chronik



*** Kuriositäten der Versicherung.** Die englische Versicherungs-Gesellschaft Lloyd nimmt für sich die Ehre in Anspruch, als größte Versicherungs-Gesellschaft der Welt zu gelten. Sie übernimmt auch Versicherungen vor allen möglichen Gefahren. Mehrere hundert Leute in England versichern sich jährlich gegen Blinddarmentzündung. Tausende von jungen Mädchen versichern sich für den Fall, daß sie nicht heiraten. Zahlreiche englische Ehepaare fürchten sich vor Zwillingen, und lassen sich bei Lloyd gegen Zwillinge versichern. Ein reicher Gutsbesitzer in Nord-Wales leidet unter der Wahnvorstellung, daß sein Gut durch ein Erdbeben zerstört werden kann. Lloyd nahm eine Versicherung seines Gutes gegen Erdbeben auf. Die Prämie ist auf 2000 Pfund festgesetzt. Schauspieler und Schauspielerinnen versichern sich gegen Mißerfolge auf der Bühne. Zwei Tänzerinnen haben sich gegen Hühneraugen versichert. Ein Komponist hat sein noch nicht aufgeführtes Werk versichert, während Studenten bei Lloyd Versicherungen für Nichtbestehen der Universitätsprüfungen aufnehmen. In allen diesen Fällen kommt die Lloyd-Versicherungsgesellschaft ihren Kunden freundlich entgegen. Vor einiger Zeit erschien im Bureau der Lloyd-Gesellschaft ein junger Mann, der sich gegen unglückliche Ehe versichern wollte. Die Gesellschaft sollte die Verpflichtung aufnehmen, für den Fall einer Scheidung die Abstandssumme zu bezahlen. Die Gesellschaft wollte das Bild der Braut sehen. Als der Abteilungsleiter das Bild der Braut sah, erklärte er sich bereit, das Geschäft abzuschließen, verlangte aber eine sehr hohe Prämie, da er, wie er sagte, Grund hatte anzunehmen, daß die Ehe sich nicht sonderlich glücklich gestalten würde.

*

*** Herr Paquin, der lebende Leichnam.** „Kein Zweifel ist mehr möglich, ich bin gestorben", murmelte Herr Paquin, ehrsamer Bewohner einer Pariser Vorstadt, verstörten Gesichts vor sich hin. Mehrere Stunden lang hatte er die betrübende Tatsache nicht glauben wollen, aber nun brachte man ihm schon den zwölften Kranz „anläßlich seiner Beerdigung" ins Haus, und dabei war es noch nicht einmal Mittag. Herr Paquin, Abteilungsleiter in einem großen Geschäft der französischen Hauptstadt, hatte gar nicht gewußt, daß er sich bei seinen Untergebenen einer derartigen Beliebtheit erfreute, aber die zahlreichen Kranzspenden mit anliegenden Beileidskundgebungen mußten ihn überzeugen. „Wenn ich nicht tot wäre, könnte ich mir wirklich etwas darauf einbilden", sagte Herr Paquin, im Innersten doch recht gegeschmeichelt. Und mit Wohlwollen dachte er daran, daß jetzt endlich, wo es zu spät war, seine bessere Hälfte dahinter kommen würde, welch einen Schatz sie in ihm verloren hatte. Ein Schutzmann brachte den „Verstorbenen" auf die Erde zurück. Der Beamte fahndete nach dem Mann, der in zahlreichen Blumengeschäften der Stadt 12 Kränze bestellt und dabei überall angegeben hatte, daß diese Beweise ehrenvollen Gedenkens für den angeblich verstorbenen Abteilungsvorsteher seines Betriebes bezahlt werden würden. In jedem Falle ließ sich dann der Spitzbube die Provision, ohne die in Paris kaum ein Geschäft abgeschlossen wird, in bar auszahlen. Anfragen in Herrn Paquins Geschäft, wo man von einer Kranzspende natürlich nichts wußte und sehr erstaunt war, daß der vor kurzem noch höchst lebendige Abteilungsvorsteher eines so plötzlichen Todes verstorben sein sollte, führten schließlich zur Entdeckung des Schwindels. — Da Totgesagte bekanntlich besonders lange leben, hofft Herr Paquin, der gleich zwölfmal als tot Betrauerte, dem Rekord des seligen Methusalem nahe zu kommen.

*

*** Kinderopfer in Indien.** In einigen Tagen erscheint in London ein interessantes Buch, das sich mit Verbrechen beschäftigt, die in Indien auf dem Lande begangen werden. Das Buch ist von einem in Indien tätigen englischen Richter Cecil Wallsch geschrieben, und behandelt ausschließlich authentisches Aktenmaterial indischer Kriminalgerichte. Cecil Wallsch stellt in seinem Werk fest, daß Kinderopfer immer noch auf dem weiten Land in Indien an der Tagesordnung sind. Die einheimische Bevölkerung sieht mit der größten Gleichgültigkeit dieser furchtbaren Tatsache zu. Oft werden Kinder von Angehörigen geheimer Sekten geraubt und fortgeschleppt, um grausamen Göttern geopfert zu werden. Nach einem uralten indischen Aberglauben kann das Opfer eines Knaben eine Frau von dem Fluch der Unfruchtbarkeit befreien. In solchen Fällen werden Kinder gleichfalls oftmals geopfert. Auch die Polizei steht diesen Grausamkeiten machtlos gegenüber.

Lustige Rundschau



*** Der Angler.** An den Starnberger See fahren im Sommer viele Gäste. Gegenwärtig bevölkert Hans Reimann die Ufer. In Bernried hat er Quartier genommen. Und angelt. Da legt sich eine Hand auf seine haarige Schulter, schon will Reimann ihn freudig begrüßen, da sieht er, daß die Hand dem Ortsgendarm zuständig ist. — „Das kostet fünf Mark. Denn Angeln ist hier leider verboten." Stumm reicht ihm der gemütliche Sachse Reimann einen Zehnmarkschein. — Aber der Gendarm ist keine Reichsbank, er kann nicht wechseln. „Aber wenn der Herr morgen noch einmal angeln möchten", schlägt er vor, „dann wären die zehn Mark ja voll . . ."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.